



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ruhemann, Alfred: Vlamen und Wallonen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Vlamen und Wallonen

Von Alfred Ruhemann



Ich habe bei früherer Gelegenheit an dieser Stelle (Grenzboten Nr. 40 dieses Jahres) durchblicken lassen, daß Belgiens innere Verhältnisse unhaltbar einer Auseinandersetzung entgegentrieben, und daß der gegenwärtige Krieg darin nur einen Aufschub herbeigeführt habe. Ich habe erklären können, auf welche Weise das belgische Nationalitätsgefühl von der eigenen Regierung wachgerufen, aufgestachelt und bestochen worden war, jenes vaterländische Gefühl, das der Belgier seit den Revolutionstagen des Jahres 1830 entbehren zu können glaubte, — ein Mangel, über den mit aufrichtiger Selbsterkenntnis zu witzeln, er stets der erste gewesen war. Seine Erinnerung an die Gedenktage der errungenen Unabhängigkeit mußte in Jahrmarktsmanier durch Jubiläumsausstellungen und prunkhafte Umzüge aufgepeitscht werden, andernfalls wären diese immer mehr in Vergessenheit geraten. Bei den Vlamen allerdings lag die Sache anders. Diese ließen es sich nicht nehmen, alljährlich den Tag der Goldenen Sporenschlacht zu feiern, in welcher die Blüte der französischen Ritterschaft bei Kortryk von den Arden und Streitkolben der flandrischen Gewerbler niedergemäht worden war. Je erboster man in Paris darüber war, je tiefer die belgische Regierung deswegen vor Frankreich zu Kreuze kroch und abbat, desto heller und energischer klang der „Flandrische Löwe“ und das Geusenlied durch die Straßen und Städte Flanderns und Antwerpens. Je mehr man auf diese Weise die Hälfte der eigenen Bevölkerung vor den Franzosen verleugnete, desto weiter öffnete sich die Kluft zwischen dem germanischen und gallischen Element in Belgien, desto mehr ging das Land einer inneren Zerfetzung entgegen.

Der schnelle Fall von Antwerpen hat nun unbedingt dazu beigetragen, eine Lage, schneller als gehofft, zu einer Klärung zu bringen, von der wir uns die besten Folgen versprechen dürfen. Wären die von einem unerklärlichen Wahnsinn eingegebenen Ausschreitungen des Antwerpener Hafenspöbels gegen Deutsche und deutsches Eigentum nicht gewesen, so hätte es gar nicht erst der militärischen Eroberung der prächtigen Hafenstadt bedurft, um uns die Gewißheit zu schaffen, daß in ihr heimlich Tausende von Herzen dem deutschen Freunde ehrlich entgegenpochten. Durch jene Ausschreitungen aber wurden wir irrefgeführt, wie auch durch die Tatsache des plötzlich zum Vorschein kommenden Nationalitätsgefühles der nun zum ersten Male gemeinsam marschierenden

Flamen und Wallonen. Wir kennen heute die Prämien, die die belgische Regierung in letzter Stunde den Flamen geboten hatte, um sie nicht abtrünnig und auffässig werden zu sehen. Wir unsererseits glaubten, daß das Antwerpener Volk genau so niederträchtig und heimtückisch feige wäre wie das Brüsseler. Es war aber nur der Nachahmungstrieb, es der Hauptstadt gleich zu tun, der die Antwerpener gepackt hatte, außerdem noch die englisch-französische Aufbeziehung und die Angst vor dem Kriege überhaupt. Am ersten Tage des Einzuges unserer Truppen in die Scheldestadt konnten wir schon klar erkennen, wo unsere ewigen Feinde und wo unsere vermutlichen Freunde in Belgien stecken, nachdem des Landes Loos erst einmal, wenigstens zunächst besiegelt war. Und jeder weitere Tag wird es uns immer klarer werden lassen, daß der Krieg für Belgien selbst eine Erlösung von unerträglichen inneren Zuständen, die Abwehr einer inneren Revolution bedeuten wird. In Belgien gab es zwei Welten, von denen die eine früher oder später hätte unterliegen müssen. Der Sieg wäre derjenigen verblieben, deren Lebenskräfte die kräftigeren gewesen wären. Die Flamen haben Jahrhunderte voller Kämpfe und Unterdrückungen überstanden und immer wieder reckenhaft den Kopf aufgerichtet. Sie sind Art von unserer Art und wären gewiß nicht die unterliegenden gewesen. Sie wären schon früher zum Bewußtsein ihrer Kraft und Intelligenz gekommen, hätten sie sich nicht zum Wohle der durch sie geschaffenen neuen belgischen Nation solange still verhalten wollen, bis ihre Stunde kam. Auch darin gleichen sie uns: sie sind geduldig und dulden lieber solange als möglich Unrecht, ehe sie sich hinreißen lassen, einen Weltbrand zu entzünden, packen aber auch zu, sobald feindlicher Übermut zu groß und die Existenz der Nation in Frage gestellt wird. Mit staunender Befriedigung hat man gesehen, wie Antwerpen schon am ersten Tage der Einnahme sich benommen hat, unsere Leute fühlten sich sofort wie zu Hause, sie werden auch für die Folge niemals das Gefühl haben, als müßten sie vor der Bevölkerung auf der Hut sein. Im Handumdrehen lebte die Stadt wieder auf, begann Handel und Wandel, den Verhältnissen entsprechend, von neuem, als wäre eigentlich gar nichts vorgefallen, — so lauteten naiv anmutend die Berichte von Augenzeugen. Und nur eine halbe Stunde entfernt, in Brüssel, lauern Lücke und Verrat, niedergehalten nur durch die Angst vor deutschen Kolbenschlägen und die Schünde der deutschen Geschütze auf der Höhe des kapitolinischen Justizpalastes. Ewig werden sie dort leben und sich noch in manchen Explosionen gegen die deutschen Unterwerfer Luft machen, gleichviel, ob jetzt, ob später, selbst wenn wieder geordnete Verhältnisse eingetreten sein werden, und in welcher Form auch immer. Wen eingefleischter Haß blind macht, dem ist nicht zu helfen. Man braucht ihm darob nicht gleich den Hals umdrehen zu wollen, man läßt ihn einfach am Wege liegen. Will er dort umkommen, so ist es sein eigener Wille; befinnt er sich noch eines besseren, was in diesem Falle jedoch so gut wie ausgeschlossen sein wird, so kennt er den Weg zum Frieden und zu der Hand, die allein ihm zu einer neuen und dauernden Existenz verhelfen kann.

Es ist leicht, das Recht der kleinen Staaten auf Schutz durch die Großstaaten und auf deren unverletzliche Neutralität zu proklamieren, so lange niemand da ist, der sie anzugreifen und zu gefährden gedenkt. Es war vielleicht eine Wohlthat für die im Jahre 1831 paktierenden Staaten, ein neutrales Land zu schaffen, dessen geographische Lage bedingte, daß sich niemand an ihm vergreifen und so die anderen Kontrahenten übervorteilen konnte. War demnach der Gedanke der Bestätigung eines neutralen Belgiens der damaligen, politisch arg durchwühlten internationalen Lage entsprechend, so hätte man es aber doch auch damals schon weniger eilig haben und besser überlegen müssen, wie sich später einmal die inneren Verhältnisse des neugebackenen Pufferstaates gestalten könnten, wenn man ihn aus drei so grundverschiedenen und geradezu einander feindlichen Elemente bilden würde, wie das flämische, das französische und das luxemburgisch-deutsche es sind. Die Diplomaten jener Zeit waren eben in der politischen Geographie noch wenig bewandert. Die Frage, wer sich zum bequemsten und gefügigsten Fürsten des neutralen Belgiens machen ließe, erschien ihnen wichtiger, als jene, wie der angeblich durch den freien Willen der Nation erwählte König, seine gemischten Untertanen zu einer im patriotischen Sinne einträchtig fühlenden Nation zusammenschweißen würde. Man teilte also die Niederlande frisch darauf los, und Preußen gab, ich will nicht sagen gewissenlos, aber doch sehr wenig umsichtig und voraussehend, die dem neuen Belgien verbleibenden deutschen und flämischen Einwohner einem Monarchen preis, der nur noch dem Namen nach ein deutscher Fürst war. Von der Thronbesteigung Leopolds des Ersten an war der französische Einfluß stets, der englische vielfach in Belgien maßgebend, die Flamen blieben unbeachtet und wurden nicht für voll angesehen, trotzdem ihre Anzahl der der beiden anderen Volksstämme das Gleichgewicht hielt. Ihre Sprache wurde für bäurisch und unfein erklärt, ihre Literatur verlacht, ihre Kultur der eines Bauernvolkes gleich erachtet. Selbst Leopold der Zweite, wenn er auch der flämischen Sprache den Charakter einer mit dem Französischen gleich bewerteten Amtssprache verlieh, behandelte seine flämischen Untertanen nur deshalb rücksichtsvoll, weil er sich ihrer für manche seiner Pläne, namentlich der überseeischen und kolonialen, bedienen konnte. Entschieden aufmunternd verhielt sich erst König Albert ihnen gegenüber, soweit seine eigene Person in Frage kam. Wenn es wahr ist, daß er Antwerpen hatte übergeben wollen, so bin ich überzeugt, daß diese kluge Absicht ihm nicht zuletzt durch seine loyale Denkweise den Flamen gegenüber eingegeben worden war.

Der bedauernswerte Mißgriff von 1831 war nun einmal geschehen, aber es zeigte sich zuerst nur sporadisch, in den letzten Jahrzehnten jedoch immer häufiger, daß die zwei nationalen Welten, aus denen Belgien zusammengesetzt war, von Jahr zu Jahr mehr Reibungsstoff aufwiesen. Die Stacheln, die eine derselben verbrannt und damit das gesamte Staatsgefüge zerstört hätte, wäre auch ohne europäischen Krieg eines Tages aufgelodert und hätte ein neues diplomatisches Schachspiel, wahrscheinlich zugunsten eines rein flämischen Belgiens,

nötig gemacht. Unter den heutigen Umständen ist es die Kriegsfackel, welche die inneren Verhältnisse Belgiens grell beleuchtet und dem deutschen Sieger den Pfad weist, auf welchem er später zu einer befriedigenden Lösung der Nationalitätenfrage im europäischen Westen gelangen kann. Voraussetzung ist eben nur, daß er die Lehren der politischen Geographie besser zu handhaben und zu befolgen weiß, als die preußische Diplomatie der dreißiger Jahre des verfloffenen Jahrhunderts.

Wir haben hierbei vor allem mit den gegebenen inneren Verhältnissen des bisherigen Belgiens zu rechnen. Zunächst haben wir nur ins Auge zu fassen, daß wir, da uns die Lösung der europäischen nationalen Fragen mehr als wahrscheinlich vorbehalten sein wird, bei der Gestaltung der politischen Beschaffenheit Belgiens die Rolle eines diplomatischen Chemikers zu spielen haben werden, der in seinem Laboratorium die Bestandteile und Volumen der zwei Volksstämme, die äußerlich ein einheitliches Belgien bilden, zu analysieren und zu scheiden hat, ehe er einen neuen Körper, der diesmal wie aus einem Guß sein muß, herstellt. Es gibt heißblütige und ungeduldige Politiker und Polemiker genug, die von einer solchen langsamen, aber zuverlässigen chemischen Prozedur nichts wissen wollen und den Satz früherer Eroberer verfechten, man solle einfach nehmen, was man sich mit Waffengewalt erzwungen hat, um so mehr, wenn man, dank der vlämischen Blutsverwandtschaft, fast ein Recht hat, sich das eroberte anzueignen und einzuverleiben. Diese Stürmer vergessen, daß man heutzutage, selbst als Sieger, zunächst vor allem das Ende kriegerischer Verwicklungen abzuwarten hat, ehe man sagen darf, das will und das nehme ich. Es sind fernerhin auch so manche andere Umstände abzuwägen, die sich der einfachen Streichung selbständiger nationaler Existenzen widersetzen. Es macht sich neuerdings immer mehr auch der Grundsatz einer nationalen Nebenordnung an Stelle einer Unterordnung als sehr zu berücksichtigender Wirtschaftsfaktor geltend. Meines Erachtens ist es daher weit angebrachter, zunächst nur einen Leitfaden abzurollen, der sich aus den in einem Lande, in diesem Falle Belgien, vorgefundenen und durch eigene Prüfung festgestellten Verhältnissen abwickelt, um sein mit dem Ergebnis der Beobachtungen reich beschwertes Ende denen in die Hand zu geben, die berufen sind, das Amt von diplomatischen Chemikern im reichsdeutschen Laboratorium zu bekleiden.

Die Vorsehung und die politischen Umstände scheinen uns also dazu aufersehen zu haben, die zwei Welten, welche bisher den belgischen Gesamtglobus bildeten, im Interesse der Rettung urdeutschen Volkstums trennen zu sollen, und die beiden neu zu formenden Körper fernerhin, nach unserem Willen und gemäß unseren Vorschriften, um unseren deutschen zentralen Staatskörper kreisen zu lassen. Die eine Welt, die gallisch-wallonische, deren Brennpunkt das schwer zu handhabende, sich eher durch faulenzende Verschwendungssucht als durch betriebfame Industrie auszeichnende Brüssel ist, erstreckt sich über Mons, Charleroi und die französischen Ardennen nach Frankreich hinein und ist so gut wie entblößt von deutschem und

vlämischen Element, welches letzteres selbst eben dort seine unverföhnlichsten Widersacher gefunden hat. Sie wäre uns ein ewiger Dorn im Fleische, eine Quelle unausgesetzter Reibungen. Wir müßten in ihr als faustkräftiger Unterjocher des Charakters und der Sprache von Land und Leuten auftreten, eine Rolle, die uns nicht zu Gesicht steht und die vor allem uns nicht zur wohlverdienten Ruhe nach den übermenschlichen Anstrengungen des gegenwärtigen Krieges kommen lassen würde. Wir fänden allerdings auch im Lütticher Gebiet wallonische Verbissenheit und Abneigung gegen eine mögliche Einverleibung oder politische Anschließung an das Deutsche Reich. Zwischen Welkenraedt, Gemmenich, Herbestal und Verviers aber ist, auch für die Maaswallonen, das deutsche Element bereits zu einem so einschneidenden wirtschaftlichen Faktor geworden, und der Lütticher Wallone hat, wohlverstanden in Friedenszeiten, bereits eine derartige, seinen ökonomischen Interessen dienende Schmiegsamkeit bewiesen, daß sein Anschluß an die deutschen Sprach- und Interessengebiete, die wir in Belgisch-Luxemburg sowie in den Belgischen Kempen und Belgisch-Limburg bereits besitzen, ohne große Schwierigkeiten vollzogen werden könnte. In den drei reindutschen Sprachklaven Belgiens begegnen wir ungefähr 78 bis 79 vom Hundert deutsch sprechenden Einwohnern, ohne Hinzuziehung der dortigen reichsdeutschen Bewohner, die nur 4500 von 57000 betragen. Es war, wie gesagt, der politische Irrtum der Verträge von 1831 und 1839, eine heute rund 80000 Seelen betragende rein deutsche Bevölkerung der Gefahr auszusetzen, durch ihre Zersplitterung und Überweisung an Belgien vom wallonisch-französischen Wesen allmählich verschlungen zu werden. Diesem Schicksal sah die belgische Regierung gleichgültig zu, denn ihr einziges Zugeständnis an ihre Untertanen deutscher Abstammung war gewesen, daß sie sich verpflichtete, in den betreffenden Gebietsteilen Gesetze und Rechtsprechung auch in deutscher Sprache — wohlverstanden nicht in dieser allein — zu veröffentlichen. Und so wurde dieses Partikelflecken deutscher Rasse nach und nach ein für das Deutschtum verlorenes Anhängsel der belgischen französischen Welt, nicht der belgisch-vlämischen, mit der sie nur die Unzufriedenheit über ihre Zwitterstellung teilte, und von der sie unglücklicherweise auch räumlich vollständig getrennt war.

Sehen wir uns nun einmal die Flamen an, denen, wie oberflächliche Beobachter im Siegestaumel behaupten, unsere vorläufige Besetzung — man wendet bereits das Wort Eroberung an — hochwillkommen sein müßte. Sie ist es sicherlich insofern, als der deutsche Sieg ihnen das große Stück Arbeit des Selbständigwerdens abnimmt oder wenigstens leichter macht; deshalb sind sie uns jetzt nach der Niederwerfung von Belgien auch freundlich gesinnt. Anders jedoch stellt sich die Sache, sobald man der Frage auf den Leib rückt: wollen die Flamen nun auch staatlich Deutsche werden? Meine Antwort lautet: ja, wenn wir ihnen eine nationale Unabhängigkeit, ein vlämisches Reich, eine politische Anlehnung an uns, zu Schutz und Trutz, verschaffen; nein, wenn wir eine deutsche Provinz oder ein deutsches Reichsland aus ihnen machen

wollen. Wer sind denn die gegenwärtigen Flamen? Ihre Dichter, ihr ganzes Denken verleugnen in keinem Augenblick ihre Genugtuung, germanischen Ursprunges, ja die Wiege des deutschen Kaiserreiches zu sein. Im übrigen sind sie aber ein sehr hartnäckiges, dickköpfiges und verbissenes Volk, das um jeden Preis seine politische Selbständigkeit sich wiedererobern und damit die Früchte seiner jahrhundertelangen Kämpfe endlich pflücken will. Spricht man von Flamen und Flamentum, so wenden sich die Blicke unwillkürlich nach Antwerpen. Diese Stadt ist allerdings mit Gent der Hochsitz freisinniger flämischer Kultur und Kunst, sie ist aber nicht der Schildträger des eigentlichen Flamentums, das von Mecheln und Löwen aus befehligt und vom Klerus regiert wird. Die Flamen mögen uns als politische Machthaber und Zwingherren trotz aller Rassen-Gemeinschaft ebensowenig, wie die anderen Belgier. Damals, als die Alideutschen glaubten, in innerpolitischen Angelegenheiten Belgiens die Partei der Flamen ergreifen zu müssen, lehnten diese sich einmütig gegen diese Einmischung auf. Als Pol de Mont, gewiß eine der edelsten Erscheinungen der flämischen Geistes- und Kulturwelt, von einer erfolgreichen Vortragsreise durch Deutschland heimkehrte, hätte nicht viel gefehlt, daß man ihn als Verräter und Gefolgsmann der Alideutschen gesteinigt hätte; es hat lange gedauert bis der, übrigens durchaus ungerechtfertigte Verdacht, er hätte die Flamen an Deutschland verkaufen wollen, von ihm abfiel. Diese Flamen also, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl blindlings ihren klerikalen Führern gehorchen, die fast gar nicht ihren rein niederländischen Stammesverwandten ähneln, sind die letzten, die mit einem Seufzer der Erlösung ausrufen würden: Gott sei dank, nun werden wir deutsche Untertanen! Sie werden als germanische Blutsvertern mit uns gern verhandeln und paktieren, wie sie sich jetzt schnell an unsere provisorische Verwaltung gewöhnen werden, sie werden sich politisch an uns anschließen wollen, aber ohne Aufgeben ihrer Selbständigkeit. Es wäre ja wahrscheinlich hinsichtlich eines besseren politischen Verständnisses zwischen Deutschen und Flamen manches anders gekommen, hätten wir nicht den unverzeihlichen Fehler begangen, uns zu wenig um letztere gekümmert zu haben. Wir beachteten und verfolgten ihr geistiges und geschichtliches Leben so gut wie gar nicht, nur wenn eine außergewöhnliche Erscheinung wie z. B. Styn Streuvels auftauchte, erinnerte man sich plötzlich, daß es in Belgien auch eine germanische Rasse gibt. Ebensowenig teilten wir von unserem literarischen und kulturellen Reichtum Gaben an sie aus. Wir brachten damit ihre eigene Literatur zum Verdorren, so daß sie heute noch auf dem Standpunkt schwerfälliger naiver Romantik und des düsteren Melodramas steht. Weitere Erzeugnisse kennt sie überhaupt nicht. Ersatz mußten unsere von ihnen reichlich belächelten Possendichter alten und neuen Stiles liefern. Unsere gegenwärtige erzählende Literatur ist ihnen ein verschlossenes Buch, die Namen und Schriften unserer Gelehrten sind ihnen eine unbekannte Welt. Nur die deutsche Musik verschaffte sich, und auch nur in Antwerpen, etwas Eingang, und zwar, weil die eigene Produktion, der man dort ein prachtvolles Opernhaus errichtet hatte, allzu

unfruchtbar blieb. Kurz, wir hätten geistig befruchtend, auf den vlämischen Geist befreiend wirken sollen und dann mit Genugtuung feststellen können, daß das Verständnis für unsere Politik, Sitten und Anschauungen ganz wie von selbst der Freude an unserer Literatur und Kultur nachgefolgt wäre. Wir haben aber die Flamen sich selbst, ihrer geistigen Armut und ihrem innerpolitischen Schicksale überlassen, das, nach dem Beispiele des übrigen Belgiens, Liberale auf der einen, Klerikale auf der anderen Seite in ihrem Sinne zu gestalten suchten. Schließlich flatterte das klerikale Heerbanner nur noch allein — mit Ausnahme von Antwerpen — siegreich über die belgischen Flamen.

Wie man daraus erzieht, besitzt der Leitfaden, den ich vor den zur späteren diplomatischen Lösung aller aus dem Kriege entstehenden Schwierigkeiten berufenen Männern hier abhaspelt, viele Knoten, die erkannt und gekannt sein wollen, um sie auflösen oder umgehen zu können. Das uralte Volkslied der Flamen, daß sie gern nach Osten wandern wollen, bedeutet nicht mehr als eine stimmungsvolle Lyrik. Man möge aber auch selbst diese Sehnsucht für wahre Empfindung halten, denn sie drückt das gemeinschaftliche Fühlen mit dem Germanentum im Osten aus, so wird doch der heutige Flamen auch wissen wollen: unter welchen Bedingungen soll dieses Wandern erfolgen? Und befriedigen ihn diese Bedingungen nicht, so wird er versuchen, es bei der bisherigen Lage der Dinge zu belassen, selbst sich aufzubäumen, wenn ihm glattweg ein Kappzaum deutscher Oberhoheit angelegt werden sollte. Wir hätten ferner zu beobachten, daß wir uns vor allem in die vlämische Sprache einzuarbeiten hätten, damit wir uns besser verstehen könnten. Man hat leicht sagen, sie ähnelt dem Niederdeutschen; sie ähnelt auch dem Holländischen, und dennoch ist sie auch von diesem sehr verschieden und viel schwieriger als dieses, jedenfalls ist sie nicht leicht, und ungesüßig wie die vlämische Rasse selbst.

Auf politischem Gebiet darf ich den Hinweis nicht unterlassen, daß, wenn wir uns auch Antwerpen einfach nehmen würden, wie viele ohne weiteres bereits dekretieren, wir damit noch nicht an der See wären, nicht einmal einen Ausgang zum Meere besäßen. Hierfür gebrauchen wir Gewährleistungen, und die bekommen wir nur, wenn Holland in ein anderes, besseres und engeres Verhältnis, als es das bisherige war, zu uns zu treten gewillt ist. Gesezt, Antwerpen wäre deutsch! Wer aber bürgt uns dann dafür, daß wir nicht eines Tages, wie England heute, unsere Flotte vor der Scheldemündung, und unsere Landarmee in Antwerpen haben, und nicht ein noch aus wissen, wenn wir nicht die Durchfahrt durch das neutrale Holland erzwingen wollen? Haben wir uns nicht vielmehr das Wort gegeben, Europa so zu gestalten, daß jeder neue Kriegsvorwand auf unendliche Zeiten hinaus aus der Welt geschafft wird? Ich stimme jedenfalls gern und freudig mit denen überein, die einem Länderzuwachs für uns außerhalb der Grenzen Europas das Wort reden. Ich meine auch, daß wir gewisse Staaten, die afrikanische Kolonien besitzen, fernerhin der Arbeit entheben sollten, diese selbst zu verwalten. Wir könnten es auch Portugal, wenn

es wirklich vertragsmäßig verpflichtet sein sollte, England seine Flotte und Armee zu Hilfe zu schicken, sehr leicht machen, Angola recht billig los zu werden! Wir hatten zwar im Sinn gehabt, diese westafrikanische Kolonie anzukaufen, aber besser wäre es, wir hätten gar nichts dafür zu bezahlen und ließen uns die Azoren, die Cap Verde-Inseln und Madeira noch dazu geben. Dagegen wollen wir in Europa hübsch vorsichtig sein und erst nach reiflichster Überlegung neue Reichsländer schaffen, namentlich dort, wo widerstrebende Elemente erst nach unendlich zäher Arbeit zu der Ansicht zu bekehren wären, daß es sich unter deutschem Szepter, auch in einem Militärstaat, so lautet ja unsere Aushängemarke, gut leben läßt. Gewiß darf keine zu zartfühlende äußere Politik bei uns Platz greifen. Eine starke Zeit bedarf auch einer derben Faust. Wir sahen, wie sie gegen Verlogenheit und Falschheit schlagfertig aus der Tasche fuhr und aufräumte. Wir erwarten, daß sie auch bei den kommenden diplomatischen Verhandlungen, wo die aasglatte Geschmeidigkeit der fremdländischen Unterhändler, das Hervorkramen und Aufstischen von verlogenen Anklagen gegen unser Zugreifen sich nochmals in vollem Glanze zeigen wird, bismarckisch auf den grünen Tisch niederfährt und die Tintenfassler tanzen läßt, gibt man uns nicht, was uns zukommt, was uns, nach unserer Meinung, für einen dauernden Frieden notwendig ist. Alles das ist selbstverständlich und muß so sein. Dagegen sollte für eine Staatenneubildung der Grundsatz der Gleichstellung ebenso in das Gewicht fallen wie der der Unterstellung, der der Angliederung mehr wie der der Eingliederung. Das bundesstaatliche Prinzip, trotzdem es sich schon vierundvierzig Jahre bei uns bewährt und in der Stunde höchster Gefahr als zuverlässig erwiesen hat, ist vielen von uns trotzdem noch zu neu; es war bisher noch nicht imstande, den immer wieder auftauchenden chauvinistischen Gelüsten auf Länderzuwachs die Schärfe zu nehmen. Wir haben diesmal das Glück, eine uns hoch interessierende Rassenfrage, die dänische, schlichten, politische mit geographischen Grenzen in natürlichen Einklang bringen zu können. Wir kennen nun ungefähr die Elemente, die bei dieser Lösung mitzusprechen haben, und werden sie im engeren Verkehr mit den Damen noch weiter erforschen können. Diese sind im freundlichen Sinne von uns leicht zu leiten, sobald wir ihnen ihre politischen Freiheiten und eine Hand in Hand mit uns arbeitende staatliche Selbständigkeit, eine wirkliche, nicht nur eine scheinbare belassen, wenn wir ihnen den Schutz des Starken im Austausch mit wirtschaftlichen und sozialen Konzessionen gewähren werden. Sie sind dagegen störrisch und explosiver Natur, sobald wir ihnen ihre politischen Freiheiten direkt beschneiden wollten. Der Kluge kann auch die Welt regieren, ohne ihr Unterjocher zu sein. Diesen Grundsatz suchten wir bereits auf wirtschaftlichem Gebiete mit Erfolg zu verwirklichen, der englische Neid jedoch schob uns andere Beweggründe unter und stempelte uns zu beutelustigen, gewissenlosen Eroberern. Wir wollen auch nach dem Kriege auf diesem Wege des guten Gewissens und offenen Bistens weiter schreiten, müssen aber noch mehr wie zuvor der nüchternen Überlegung unser Ohr leihen, ehe wir folgenschwere Entschlüsse fassen.



Deutsche Dichter in Rußland

Von Dr. Karl Freye



Es sind traurige Bilder, die in den folgenden Zeilen umrissen werden sollen, und es kann nicht behauptet werden, daß es unbedingt jedem deutschen Dichter unter dem Schutze des russischen Reichs so schlecht ergehen muß, wie es den beiden ergangen ist, die wir in den Mittelpunkt stellen wollen. Gleichwohl — wenn zwei deutschrussische Poeten von so verschiedenem Talent, ohne jegliche äußere Berührungspunkte im Leben, doch genau entsprechende Schicksale haben, so kann das schwerlich Zufall sein. Es werden gemeinsame Gründe vorliegen, und die Fälle können bis zu gewissem Grade als typisch gelten.

In die russischen Ostseeprovinzen führen uns die Anfänge beider Poeten, und ganz gewiß ist nicht jedem Deutschen sein Leben dort mißraten. Denken wir an Herder und an seine Lobsprüche über die in Riga verlebte Zeit. In Riga, „das unter russischem Schatten beinahe Genf ist“, hat er die glücklichste, ungebundenste und reichste Periode seines Lebens verbracht; hier, wo noch ein Rest von dem alten stolzen Hansegeist lebte, wo bürgerlicher Gemein Sinn und Patriotismus den einzelnen erhob, sind die Keime zu allem späteren Guten in ihm gediehen. Ihn bedrückte der auf das Reelle und Nützliche gerichtete Geist der Rigenser nicht, ihm kam es wenig zum Bewußtsein, daß diese deutsche Stadt eine Insel war. Gewiß in einem Lande, das überhaupt meist Deutschen gehörte, das aber doch einer einheitlichen Kultur entbehren mußte; bestanden doch auch schon zwischen dem deutschen Bürgertum der livländischen Städte und den deutschen adligen Großgrundbesitzern des flachen Landes genug Gegensätze. Herder, wie gesagt, empfand diese Mängel wenig. Freilich, er entstammte weder diesem Lande, noch blieb er lange dort; so genoß er nur die Vorzüge. Anders konnte es poetischen Naturen ergehen, die hier aufwuchsen und Brot erwerben suchen sollten, in einem — trotz aller damaligen Selbstverwaltung der baltischen Städte — fremden Staat, in einer Bürgergemeinschaft, deren bestes eben lediglich ein gesunder Kaufmanns- und Erwerbsegeist war. Die eigentlichen Bewohner des flachen Landes waren ja Letten und Esten, die Beherrscherin wohnte in Petersburg — es fehlte eine gewisse letzte heimatische Gemeinsamkeit, wie sie zarteren poetischen Naturen, und ganz besonders deutschen, die Kraft gibt zur sicheren Entwicklung. Auffallende poetische Gaben zeigten sich hier vielleicht besonders früh, eine schnelle und nervöse Frühreife überraschte, plötzlich aber versagte die Lebensenergie, der Aufwuchs stockte und wurde kraftlos, und es zeigte sich, daß die Bodenständigkeit fehlte, daß die Wurzeln nirgends in

der Tiefe dauernden Halt hatten finden können. Von zwei solchen deutschbaltischen Dichtern, die früh erloschen und für Deutschland im russischen Reich verschollen blieben, wollen wir reden. Sie sind, wie erwähnt, an Talent ganz verschieden; der eine, Jakob Michael Reinhold Lenz, der Jugendfreund Goethes, war eine reiche Begabung, die nach des großen Freundes Wort aus wahrhafter Tiefe und unerschöpflicher Produktivität hervorging; der andere Casimir Ulrich Boehlendorff, ein Freund Hölderlins, war nur ein Halbtalent, wenn man will, ein Dilettant. Der erste einer der Vorbereiter unserer großen Dichtungsepöche, der andere nur ein Epigone der Klassiker und ein Nebentrieb der Romantik — beide aber einander ähnlich in jener letzten Heimatlosigkeit, zum frühen Erlöschen bestimmt, beladen mit dem Fluch ewiger Unstete.

Die Familien beider waren noch nicht lange an der nördlichen Ostsee ansässig. Lenzens Vater war aus Pommern gebürtig und als Theologiekandidat von der pietistischen Universität Halle 1740 nach Livland gekommen, zunächst zur Übernahme einer Hauslehrerstelle. Er war einer der Deutschen, die nach Livland paßten; ein unermüdlicher und zielbewußter Arbeiter, der seines Erfolges sicher war und es bis zum lutherischen Generalsuperintendenten des Landes mit der Anrede Magnifizenz (sie ist dort noch heute mit dieser Würde verbunden) gebracht hat. Als er 1792 in Riga sein fünfzigjähriges geistliches Amtsjubiläum feierte, flog ihm eine Anzahl von Glückwunschadressen und -Gedichten ins Haus — er war der einflußreichste Theologe seines Landes geworden, dessen Schriften auch über die Grenze hinaus wirkten und sogar ins Schwedische übersetzt wurden. Im selben Jahre 1792, wenige Wochen vor des Vaters Jubiläum, war im Innern des russischen Reiches sein Sohn Jakob Lenz gestorben, in Moskau, fern von seinen Verwandten, die froh waren, wenn möglichst wenig von dort herüberdrang, was der streng bürgerlichen Familie Schande bereiten konnte.

Jakob Lenz hatte nicht in Livland die Katastrophe seines Daseins erlebt; als einen vielerprechenden, ungewöhnlich frühreifen knabenhaften Jüngling hatte ihn der Vater 1768 nach Königsberg zum theologischen Studium gesandt, und als einen geistig Gebrochenen, als einen Menschen ohne Trieb und Hoffnung hatte er ihn elf Jahre später durch den jüngeren Bruder aus Süddeutschland nach Livland zurückholen lassen müssen. Wir treten dem Vater nicht zu nah, wenn wir sagen, daß er trotz seines Wohlmeinens mit Schuld trug an dem Unglück seines begabtesten Kindes. Daß er einen Dichter zum Sohn hatte, wollte er in seinem ausgeprägt bürgerlichen Realismus nie anerkennen, und die Strenge des Vaters trieb den Sohn, der Theologie nur studierte, soweit ihm das behagte, zur inneren Unwahrhaftigkeit. Er verschwieg viel und verlor so mehr und mehr die seelische Verbindung mit dem Vaterhause. Den großen neuen Eindrücken im eigentlichen Deutschland, das ihm eine neue Heimat hätte bieten können, zeigte er sich dagegen nicht gewachsen. Er loberte auf, er wirkte selbst mit an der geistigen Bewegung des Sturmes und des Dranges, wurde neben Goethe ein berühmter Dichter, aber seine nervöse Natur verzehrte sich dabei, seine Energie versagte bei den entscheidenden Entschlüssen über das eigene Leben. Es fehlte in seinem Innern eine letzte Festigkeit, eine seelische Heimat, wie sie jeder Dichter bedarf, um seine vom Schicksal nun einmal ganz besonders gefährdete Existenz durchs Dasein bringen zu können. Besitzt er die nicht, so

liegt die Gefahr des Wahnsinns, dessen Möglichkeit jeder echte Dichter einmal spürt, ganz besonders nahe. Es ist leicht, einem Dichter wie Lenz wegen seines verfehlten Lebens moralische Vorwürfe zu machen; zweifellos lag eine Art Zwang zur inneren Unrast bei ihm von vornherein vor. Schon seine nächsten Freunde nannten ihn unstet und flüchtig. Daß er in der Fremde zu Hause war, in einem Lande, wo der Vater ihm, dem werdenden Dichter, von Kindheit an die für ihn inhaltlose Lehre: sieh, wie du hier als Gast deine Versorgung findest, vorgehalten hatte, dieser Umstand wirkte zweifellos von vornherein dahin, sein persönliches Glücksgefühl anzutränkelein. Innere Heimatlosigkeit ist das Wort für seinen seelischen Zustand. Ihm fehlte das beste Glück des Dichters: das Behagen am eigenen Ich.

Der nach Livland zurückgekehrte achtundzwanzigjährige Dichter konnte nicht mehr hoffen, zu diesem Glück noch durchzudringen; er war ein erledigter Mann. Die Wahnsinnskrise hatte ihm die Dichterkraft bis auf geringe Reste genommen. Erst jetzt aber begann seine eigentliche russische Zeit, die Epoche unausgesetzter äußerer und innerer Leiden.

Es mißlang dem Generalsuperintendenten Lenz, seinem Sohn in den gut bürgerlichen deutschen Städten Livlands eine Anstellung zu verschaffen; so sandte er ihn mit Empfehlungen nach Petersburg. Auch dort mißlang Jakob Lenz alles. Er schreibt 1780 von Petersburg aus an Christian Brion, Friederikens Bruder: „Ich bin noch nicht befördert und weiß noch nicht, ob Petersburg oder Schweden mir nur den notdürftigsten Unterhalt geben wird, den man oft mit den glänzendsten Namen bezeichnet.“ Er klagt über die Menge von Leuten, die ihm durch Konnexionen und Rabalen den Weg verbauen, klagt über das harte Klima, die teure Lebensart, die fremde Sprache und die fremden Sitten. Noch wehmütiger klingt, was er gleichzeitig an Friederike Brion selbst schrieb: „Meine Reise (von Deutschland nach Livland) darf ich Ihnen nicht beschreiben: sie war, wie die Reise durch die Welt, langsam und beschwerlich, mit manchen angenehmen Ruhepunkten. Ich sah endlich die Turmspitzen von Riga und die Ufer meines Vaterlandes mit einer wunderbar vermischten Empfindung. Alles fremdete mich an — bis ich die Meinigen wieder gesehen, von denen ich dennoch einige bis jetzt noch nicht umarmt habe. So zerstreut sind sie und an so verschiedenen Enden des Landes haben sie sich niedergelassen. Gegenwärtig bin ich in einer der größten Städte (Petersburg), abermals wie ein Fremdling, und es wird Zeit brauchen, ehe ich über Personen und Sachen gehörig urteilen kann. Ach wie viel schöner und ruhiger ist es in dem Gärtchen zu Seseenheim als an den getümmelvollen Häfen. Genießen Sie dieses Glücks, ohne erst durch den Kontrast versuchen zu wollen, ob es auch wirklich wahr sei, daß man es der sogenannten großen Welt vorziehen könne. Unglücklich genug ist der, der durch seine Situation dazu gezwungen ist. Er hat sich aufgezehrt, eh er zu leben angefangen. — Ich werde schwerlich die glücklichen Ufer des Rheins wiedersehen; sie, die so viel Wesen als die großen Städte Schein haben — aber ich werde mich noch oft der Rheininseln erinnern, wo wir tanzten, des freundschaftlichen Lichtenau, wo die Freude wohnte, deren Maske hier niemand mehr betrügen kann, der Plätze alle, wo wir uns oft von ** (Goethe) besprachen oder mit Ihren Cousinen ein gutes deutsches Lied sangen.“

Noch weiter sollte Lenz von Deutschland fortkommen. Man riet ihm, in Moskau sein Heil zu versuchen, und Mitte 1781 traf er dort ein. Zu Glück und Ehren brachte er es natürlich nicht; aber gutmütige Russen und Deutsche halfen durch, so daß er noch elf Jahre dort leben konnte. Noch immer schwirrte ihm ein Getümmel von Plänen durch den Kopf. Er suchte zu wirken für die Wiedererrichtung der Dorpater Universität, für die Eröffnung von wissenschaftlichen Instituten, Gesellschaften und Bibliotheken, er dachte nach über Erleichterung des Handels und Verkehrs in dem vielsprachigen Riesenreich, er übersetzte russische Dichtungen und eine „Übersicht des russischen Reichs“ ins Deutsche. Immer hat er eine leere Tasche und möchte doch jedem anderen helfen. „Eben entzückt mich eine neue Bekanntschaft,“ schreibt einer seiner Moskauer Briefe, „wollte Gott, ich hätte vier Pfennige des Tages einzunehmen und könnte sie mit ihm teilen. Wäre doch die Moskwa der Rhein!“ Die Erinnerung an Deutschland ist noch immer nicht verfliegen, auch Goethes gedenkt er noch mehrfach in seinem unterirdischen Dasein, das an gewisse Szenen in Tolstois Drama „Der lebende Leichnam“ mahnen kann. Ihn, den einst berühmten Stürmer und Dränger, hatte dagegen Deutschland längst vergessen; schon 1780 war er dort in drei Zeitschriften totgesagt, während er doch noch bis 1792 in Moskau lebte. Wenn er dort nach seiner Gewohnheit „in seinem Pult nach alten Papieren krabbelte“ (wie es in einem seiner Briefe heißt), dann konnte er auch einen Brief seines einstigen Freundes Johann Heinrich Merck finden, der auch einmal in Rußland gewesen war und ihm 1776 geschrieben hatte: „Bleiben Sie ja, ich bitte Sie, in Deutschland. Für unser einen ist Rußland kein Heil und Segen. Wir haben keine Körper, um in jenem Lande zu genießen mit vielem Huren, Spielen, Fressen und Saufen. Und unsere Seelen, so wie alle Arten überhaupt, die auf etwas mehr als dem Miste tierischer Bedürfnisse wühlen, kann man dort ganz entbehren.“ Das ist etwas kraß ausgedrückt, und wir wollen auch gar nicht verschweigen, daß unter Lenzens Wohltätern in der späten, hoffnungslosen Zeit gerade mehrere einsichtige Russen gewesen sind. Aber ein anderer, sichererer Nährboden, als er im Kreis des russischen Reiches zu finden war, hätte doch dem deutschen Dichter Lenz wohl überhaupt von vornherein ein gesicherteres Gedeihen gebracht. Und daran denken wir bei dem Seufzer des Verirrten und Hinfsterbenden: „Wäre doch die Moskwa der Rhein!“

Nach Deutschland zurückzukehren, das begehrte auch Lenzens kurländischer Schicksalsgenosse Boehlendorff noch wenige Tage vor seinem Tode, bis er die Unmöglichkeit einsah und sich in Verzweiflung das Leben nahm.

Boehlendorffs Schicksale sind denen Lenzens dermaßen ähnlich, daß sie wie eine Nachahmung aussehen. Selbstverständlich kann davon keine Rede sein. Überhaupt kommt in den zahlreichen Briefen Boehlendorffs der Name seines um ein halbes Jahrhundert älteren Landsmannes nicht ein einziges Mal vor. Sie waren ja nicht unmittelbar Landsleute; Boehlendorff war in der Hauptstadt Kurlands, in Mitau geboren, und zwar zu einer Zeit (1775), als Kurland noch herzoglich war. Trotzdem macht das nicht viel Unterschied; das Deutschtum spielte in Kurland ungefähr dieselbe Rolle wie in Livland, und obendrein war der Herzog dem Namen nach ein polnischer, in Wahrheit ein russischer Basall.

Selbst darin kann man einen Punkt der Berührung mit Lenz sehen, daß Boehlendorffs Familie gleichfalls aus Pommern eingewandert sein soll. Sein Vater war in Mitau anfangs Mitglied der russischen Gesandtschaft, später herzoglicher Beamter. Beide Eltern verlor der Knabe schon sehr früh, war dann aber in verwandten und befreundeten Pastorhäusern der Gegend recht wohl aufgehoben. Seine literarischen Anfänge waren die folgenden. In Mitau wohnte eine in deutschen literarischen Kreisen wohlbekannte Dame, Elisa von der Recke, die 1784—86 in ihrem eigenen großen Wagen durch Deutschland gefahren war und alle berühmten Schriftsteller besucht hatte. Dieser Frau übersandte der junge Boehlendorff ein Gedicht, unterzeichnet „Der junge Alcejt“, und erbat sich auf Umwegen Antwort und Urteil. Ihm wurde offenbar Aufmunterung und sogar eine Audienz zu Teil; und wie ein Leitmotiv steht der Besuch des jungen Menschen bei der berühmten Reisenden an der Spitze all seiner eigenen literarischen Wanderfahrten*).

Ein Verwandter seiner verstorbenen Mutter sandte ihn dann 1794 zum juristischen Studium nach der Universität Jena, die damals von deutschen Violändern und Kurländern wimmelte. Und nun setzen die hauptsächlichsten Parallelen zu Lenzens Leben ein. Wie dieser flammte Boehlendorff in den Kreisen des deutschen geistigen Lebens auf, wie dieser wurde er nicht müde, sich in literarischen Zusammenkünften unter Freunden zu betätigen, wie Lenz beendete er sein Studium nicht und begann ein Wanderleben, das ihn zunächst in die Schweiz, dann durch ganz Deutschland führte. Sein Verwandter und Gönner in Mitau gab ihn schon bei der Reise in die Schweiz auf und sandte ihm statt des Geldes nur den halbironischen Wunsch: viel Glück auf die Fahrt. Wie Lenz suchte Boehlendorff in deutschen Städten, wo seine Freunde florierten, festen Fuß zu fassen, wie Lenz erlitt er dabei völligen Schiffbruch (auch die Frauen wirkten wieder dazu mit), und wie Lenz erlosch er auf einmal ganz und landete endlich 1803, nach halber Verwindung einer Wahnsinnskrise, als ein gebrochener Mann wieder in Riga. Vergebens suchten ihn die Verwandten — der ältere Bruder war an der neuen Universität Dorpat Professor der Theologie — wieder auf eine sichere Bahn zu bringen. In mehreren neuen Hauslehrerstellen hielt er es nicht aus; es erfüllte sich wörtlich, was er selbst Jahre vorher prophezeit hatte: „Zum Bagabundenleben verdammt, werde ich nicht eher ruhen, als unter den letzten Trümmern meiner Hoffnungen begraben.“

Boehlendorffs literarische Leistungen (eine Geschichte der helvetischen Revolution, drei Dramen**), lyrische Gedichte) sind unendlich unbedeutender als die Lenzens; wir haben ja schon anfangs ein Urteil über ihn gesprochen. Der nun folgende Schluß seines Lebens, verbunden mit den oft halbirenen Gedichten, die er jetzt noch zustande brachte, wirkt viel poetischer als alles, was er früher in Deutschland geschristellert hatte. Einundzwanzig Jahre hindurch hat dieser heimatlose deutsche Literat am Stabe die russischen Ostseeprovinzen durchwandert, hin und her, von der preußischen Grenze bis nach Petersburg. „Russisch-kaiserlicher Untertan“ unterschreibt er sich in einem Briefe — auch Kurland

*) Ich verwende hier und weiterhin mehrere Züge, die mir erst nach Abschluß meiner ausführlichen Schrift über Boehlendorff (Langensalza, G. Beyer u. Söhne, 1913) bekannt geworden sind.

**) Das bekannteste, „Agolino Gherardesca“ (1801), hat Goethe in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung eingehend besprochen, in der Hauptsache abfällig.

war ja nun längst russische Provinz; aber wohin er gehörte, das wußte er nicht, und mehrfach sehen wir ihn den Entschluß zur Rückkehr nach Deutschland fassen, der dann doch jedesmal vor der Ausführung erlahmt. Einen anschaulichen Bericht über diese Wanderungen Boehlendorffs lieferte 1817 ein russischer Dichter, der den halbirenen Deutschen mit folgendem Empfehlungsbrief von Dorpat zu einem Freunde nach Petersburg sandte: „Da schicke ich Dir einen Sonderling, einen Poeten, einen Vagabunden, ein Kind, einen Greis. Der Überbringer dieses Briefes wird Dir nicht zur Last fallen; er durchwandert die Welt und beschreibt seine Wanderungen in Versen; niemals hat er einen Groschen; seine ganze Garderobe (zwei Röcke, zwei Westen und wahrscheinlich zwei Hosen, mit einer großen Tabakspfeife in der Tasche) hat er stets an, alle seine Werke trägt er stets auf der Brust; was nicht hineingeht, wird verbrannt. Er geht nach Petersburg, um sich sagen zu können: ich war in Petersburg. Geld hat er aber nicht, und er hat darum keine Sorgen. Er will in diesem Jahre auf Subskription seine Lieder herausgeben: Subskriptionspreis ein Silberrubel. Such ihm ein paar Subskribenten zusammenzubringen, damit er in Petersburg was zu essen hat. Ein Hauptzweck seiner Reise nach Petersburg ist, die Ostersonntagsfeier zu sehen und in Versen zu beschreiben. Sicher gibts da auch für Dich eine Strophe. Im allgemeinen enthalten seine Verse viel Schönes, freilich auch viel Ungehöriges. Er selbst ist eine ungewöhnliche Erscheinung auf der Welt. Er hat etwas Kindliches, bis zum heutigen Tage hat er noch nicht angefangen an den morgigen Tag zu denken. In 15 Jahren hat er etwa zwanzigtausend Werst zu Fuß durchwandert. In Petersburg wird er zwei Wochen bleiben; von da nach Reval, von Reval nach Bremen; wo er absteigen wird, weiß ich nicht. Aber wenn er in Petersburg irgend etwas brauchen sollte, so hilf ihm.“

Nach Bremen, wo frühere gute Freunde wohnten, ist Boehlendorff wie gesagt, nie mehr gekommen, und auch die geplante Gedichtsammlung ist nicht erschienen. Nach weiteren sieben Jahren erschien er plötzlich, kurz vor Johannis 1824, bei dem alten gelähmten Pastor Johann Peter Brandt zu Angern in Kurland, der ihn zwanzig Jahre lang nicht gesehen hatte und den Verwahrlosten auch erst nicht erkannte, bis ihn die Namensnennung und der Klang der Stimme auf den rechten Weg wies. Hier ließ sich Boehlendorff zureden, kehrte noch einmal zur Ordnung zurück und nahm eine Hauslehrerstelle auf einem benachbarten Gut an. In seiner Kirchchronik berichtet der Pastor Brandt: „Daselbst lebte er dem Scheine und dem eigenen Geständnisse nach recht zufrieden und fleißig. Bisweilen machte er wohl Versuche weiter zu wandern, kehrte aber doch wieder zurück. Von da aus besuchte er mich auch einige Male und brachte jedesmal eine Tasche voll mit Gedichten und Aufsätzen, die er mir gern vorlesen mochte. In seinem Betragen war er sehr bescheiden, fast zu demüthig, welches merken ließ, daß er seine Lage wohl erkannte, allein, an derselben in so langer Zeit gewöhnt, ihr nicht mehr entsagen konnte. Oft sagte ich ihm meine aufrichtige Meinung, er möge nach einem so langen unstäten Leben vier Jahre ausharren, alsdann würde sich schon von selbst eine andere Laufbahn eröffnen. Er lächelte dazu und schien auch nicht ganz abgeneigt zu sein.“ Plötzlich aber, ohne daß jemand so recht wußte, warum es geschah, erschob sich Boehlendorff eines frühen Morgens, und auch aus seinen letzten verwirrten Worten: er habe

nur versuchen wollen, ob ein Schuß auch weh täte, ließ sich kein vernünftiger Grund entnehmen. Wer freilich das frühere Leben Boehlendorffs kennt und weiß, wie er mehrfach, schon vor Jahren, vor dem Selbstmord gestanden hatte, dem erscheint die Tat des Friedelosen nicht im mindesten wunderbar. Nicht umsonst fragt eines seiner letzten Gedichte immer wieder, wo denn seine Heimat sei. Auch in ihm war jene ewige Unstete; das Leben unter „den schlanken Birken um die stille Heimat“ konnte ihm nicht genügen, und einem andern Leben hatte er sich nicht gewachsen gezeigt.

Es geht übrigens aus des Pastors Brandt Chronik hervor, daß die Freunde Boehlendorffs in der späten Zeit von den literarischen Arbeiten seiner in Deutschland verbrachten Jahre sehr wenig wußten. Sie wußten auch schwerlich, daß er einmal der nahe Freund berühmter Männer — des Dichters Hölderlin, des Pädagogen Herbart, des Bremer Bürgermeisters Johann Smidt — gewesen war. Und anderseits: kaum einer von diesen Deutschen ahnte, daß der kurländische Jugendfreund noch bis 1825 lebte.

Es soll hier nun keineswegs dem armen Boehlendorff so lange nach seinem Tode zu einer literarischen Wiedererweckung seiner sämtlichen Schriften verholpen werden; dazu reicht sein Talent nicht aus. Es genügt für ihn der Hinweis auf sein eigenartiges Schicksal und auf einige charakteristische unter seinen Gedichten. Was Lenz betrifft, so hat an ihm das baltische Land nun längst seine Pflicht erfüllt. Die Brüder des Dichters lebten noch, als sich zwei ehrenwerte Livländer an die Sammlung und Ordnung seines Nachlasses machten, und ihr Werk wurde um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von andern Livländern fortgeführt. Die Zeit von 1750 bis 1825 war allerdings für das glückliche Gedeihen poetischer Begabungen in den russisch-baltischen Provinzen nicht günstig; das ganz sichere und ungeteilte Heimatgefühl, dieser große Segen für jeden Dichter, fehlte den etwa aufkommenden Talenten, und dem dortigen deutschen Bürgertum, so tüchtig und arbeitsam es sein mochte, mangelte im allgemeinen der Sinn für alles, was vom Bürgerlichen abzuweichen geneigt war. Einer der Neffen Lenzens z. B. wurde Schauspieler, und auch über diesen zuckten die Rigenser wieder die Achseln, so daß noch 1815 die erwähnten livländischen Sammler des Lenz-Nachlasses untereinander räsonnierten über die verfluchten philiströsen und honetten Lebensansichten ihrer Landsleute. Bis heute sollen sich Reste solcher Sinnesart dort erhalten haben. Wer aber wollte darüber sich sonderlich beklagen und wundern, daß große vorgeschobene Kolonien einer Nation nicht so bald geeignet sind, eigene produktive Kunst zum Gedeihen zu bringen?

Deutsche Kunst, und zwar die edelste, in sich aufzunehmen, dazu sind jene Kolonien im fremden Reiche je länger je mehr bereit gewesen, bis in die letzten schweren Jahrzehnte hinein. Dafür zeugt bis heute inmitten Rigas das große helle Haus mit der deutschen Inschrift unter dem Giebelfelde: daß es die Stadt den darstellenden Künsten widme. Dichter, die dort geboren wurden, blieben dagegen leicht Fremdlinge im eigenen Lande, ihr Leben wurde zum Roman, wurde selbst Poesie. So geben ihre Schicksale der Geschichte jener nordischen Kolonien noch einen Reiz mehr. Kein deutscher Mann kann dort an der blauen Ostsee stehen, die Dörfer und Güter zwischen Wald und Wiesen besuchen oder die alten deutschen Straßen der Städte durchschreiten, ohne mit Ergriffenheit daran zu denken, was Deutsche hier erarbeitet, wie sie gelebt und gelitten haben. Wird die frohe Zeit kommen, wo die Heimat dort ganz ihre Heimat ist?